

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 49 (1969-1970)  
**Heft:** 3: Einbürgerung der Kunst? : Um ein neues Selbstverständnis der Kritik

**Buchbesprechung:** Bücher

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## DIE GESCHICHTE EINES «HEIMLICHEN IMPERIUMS»

Während andere Staaten durch Flotte und Armee ihre Flagge in die Welt trugen und Imperien errichteten (und verloren), baute sich die Schweiz ein Imperium anderer Art: Die schweizerischen Gross- und mittelgrossen Firmen und einzelne Schweizer Pioniergestalten wurden in fernen Ländern wirtschaftlich aktiv, errangen Erfolge und errichteten privat das «heimliche Imperium» der Schweiz. So etwa läuft die These *Lorenz Stucki*, die seinem Werk «Das heimliche Imperium» zugrunde liegt<sup>1</sup>.

Der Autor spannender politisch-wirtschaftlicher Reportagen, insbesondere über Amerika, Ostasien, China, mag auf seinen Reisen oftmals Grüßen der Heimat in Form von Schweizerprodukten begegnet sein. Nun hat er sich zum Gegenstand seiner neuesten Untersuchung ein heimatliches Thema ausgesucht. Dass dieses Werk zu einem Bestseller wurde, bestätigt das Interesse und die Aktualität des gewählten Themas. Die Aktualität liegt weniger im Sonderfall Schweiz als im Allgemeingültigen, bedienen sich doch amerikanische, holländische oder deutsche Konzerne ähnlicher Methoden zur Durchdringung fremder Märkte wie ihre schweizerischen Konkurrenten.

Bekanntlich gibt es keine umfassende Wirtschaftsgeschichte der Schweiz. Die sogenannte Historische Schule der national-ökonomischen Wissenschaft hatte sich dieses Themas bedauerlicherweise nie angenommen. Was uns nun Stucki vorsetzt, ist keineswegs die Nachlieferung dessen, was versäumt wurde, wohl aber ein äusserst brauchbares Surrogat.

Wenn im Ausland die Vorstellung von der jodelnden Schweiz, des Landes der

Milchschokolade und allenfalls noch des Bankgeheimnisses langsam im Aussterben begriffen ist, so wird es Stucki zu danken sein, wenn an dessen Stelle ein etwas vollständigeres, nuancierteres Bild tritt, das allerdings einem Klischee ebenfalls nicht allzu fern steht: arm an Rohstoffen, karger Boden, durch Reisläuferei mit fremden Ländern vertraut, glückliche Zufälle, arbeitsam und fleissig, Sparsamkeit bis zum Geiz, Weitblick im richtigen Moment, Sprachbegabung, Sorgfalt und technischer Sinn, Genauigkeit bis zur Pedanterie – das sind die wichtigeren Faktoren, in denen Stucki das Einmalige der schweizerischen Volkswirtschaft sieht und die die besondere Rolle der Schweiz in der Welt erklären. Denn an der Einzigartigkeit seines Landes, am «wirtschaftlichen Sonderfall Schweiz», lässt der Autor nicht rütteln.

Als Quellen dienten Stucki Jubiläumsschriften schweizerischer Firmen, Biographien von Wirtschaftskapitänen und einige historische oder zeitgeschichtliche Monographien. So ist das Buch denn reich an amüsanten Episoden aus der Geschichte der bedeutenderen schweizerischen Firmen und aus dem Leben abenteuerlicher Gestalten wie Johann August Sutter oder Cäsar Ritz. Die Verbindung der wechselvollen Firmengeschichten mit etwas Wirtschaftssoziologie des 20. Jahrhunderts, mit etwas Marx, Burnham, Galbraith, Servant-Schreiber lassen ein ausserordentlich anregendes, wenn auch nicht sehr tiefeschürfendes Bild der schweizerischen Wirtschaft entstehen.

Dieses Bild mag um so wertvoller sein, als das, was Stucki als das «heimliche Imperium» bezeichnet, wahrscheinlich vor

tiefgreifenden Umstrukturierungen steht. Wer verfolgt, wie die schweizerischen Firmen mit den Problemen der Konzentration, der wirtschaftlichen Integration, der Verwissenschaftlichung alles wirtschaftlichen Handelns ringen, und dabei vergleicht, welche Entwicklungen die Industrien in den von Kriegen weniger verschonten Gebieten nehmen, der wird jenen Qualitäten, die einstmals den Grundstein zur Industrialisierung unseres Landes gelegt haben, etwas weniger Gewicht beimessen. Man wird sich auch die Frage stellen, ob überhaupt rationale oder sonstige vorgegebene Gründe zu erklären vermögen, weshalb beispielsweise in der Schweiz zwar eine mächtige Elektroindustrie und eine vielseitige Feinmechanik bestehen, aber keine eigenständige Elektronik; wieso zwar Motoren für die Schifffahrt auf hoher See, nicht aber Autos für den Bedarf eines Binnenlandes hergestellt werden. Echte oder vermeintliche National-

eigenschaften vermögen wahrscheinlich eine wirtschaftliche Entwicklung kaum zu begründen, es sei denn *post hoc ergo propter hoc*. Schlüsse für die im Dunkeln liegende wirtschaftliche Zukunft werden deshalb ehrlicherweise besser unterlassen, denn wer will über die künftige wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Schweiz im Verhältnis zur EWG, zu den skandinavischen Ländern, zu Japan oder zu den einzelnen Entwicklungsländern eine Prognose über etwas längere Frist wagen?

Der Wert des Buches liegt denn auch weniger in den ihm zugrunde liegenden Thesen als in der intelligenten Kompilation einer Fülle wirtschaftlicher Daten, wirtschaftshistorischer Fakten und Vorstellungen, die leicht fasslich wiedergegeben sind und die den Leser zu weitergehenden fruchtbaren Überlegungen anregen.

Vincent C. Frank

Scherz-Verlag, Bern-München.

## BLICK IN WIRTSCHAFTSZEITSCHRIFTEN

### *Finanzpolitische Vielfältigkeit*

«*The Banker*» gehört zu den angesehenen britischen Zeitschriften; da sich in dieser Zeitschrift immer wieder höchst einflussreiche Autoren zum Worte melden, spielt sie in der wirtschaftspolitischen Diskussion des Landes eine nicht zu unterschätzende Rolle. Iain Macleod, ehemaliger konservativer Minister und Unterhausmitglied mit ebenso scharfem wie beissendem Intellekt, rückt in der neuesten Nummer des «*Banker*» (April 1969, Nr. 518, Vol. 119) die *Wirtschaftspolitik der Labourregierung* ins Schussfeld der Kritik. Er bemängelt, was sicherlich nicht unbegründet ist, die Absenz von langfristigen Reformmassnahmen, vor allem im Gewerkschafts- und Steuerwesen des Landes. Die Regierung Wilson versuche seit mehr als einem Jahr, «making devaluation work» über Steuer-

erhöhungen, staatlichen Preisinterventionismus, Einkommenspolitik usw.; sie verabreiche der Wirtschaft eine alte Medizin. Tragisch sei für Grossbritannien die Hartnäckigkeit, mit der die Regierung trotz der offensichtlichen Fehlschläge die Auffassung vertrete, dass diese Medizin grundsätzlich richtig und nur in ihrer Dosierung falsch gewesen sei.

Macleod konzentriert sich in seinen Darlegungen auf die Notwendigkeit einer grundlegenden *Reform des Steuerwesens* als Voraussetzung dafür, dass die britische Wirtschaft wieder auf das Niveau einer grösseren und durchschlagskräftigeren Dynamik geführt werden kann. Das britische Steuerwesen untergrabe von seiner quantitativen und qualitativen Struktur aus betrachtet die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit; es sei nicht leistungsgerecht konzipiert. Wie in so manchen anderen Ländern zeigt sich aber auch in Grossbritannien

eine Verhärtung in der Fiskalpolitik, die nur mit äussersten politischen Anstrengungen überwunden werden kann.

Macleod demonstriert am Beispiel der Fiskalpolitik, dass die britische Wirtschaft nicht «an sich» leistungsschwächer ist als Wirtschaften anderer Industrienationen, sondern dass sie bis zu einem gewissen Grade durch institutionelle und strukturelle Hemmnisse gelähmt wird, deren Wirkungen sich auch mit Wechselkursänderungen nicht neutralisieren lassen. (Ein anderer tiefgreifender struktureller Defekt der britischen Wirtschaft wird vom «*The Economic Journal*», Nr. 313, March 1969, mit einem Bericht über den Donovan-Report aufgegriffen, der bekanntlich die industriellen Beziehungen zwischen den Sozialpartnern analysiert.) Macleod wirft der Regierung Wilson denn auch vor, dass sie es während ihrer Amtszeit versäumt habe, hier den Reformhebel anzusetzen. Die Darlegungen Macleods sind natürlich als Reflex eines konservativen Politikers aufzufassen, eines in der Opposition stehenden Politikers also, der der amtierenden Regierung den Spiegel ihrer «wirtschaftspolitischen Sünden» vorhält. Am Beispiel des britischen Steuersystems wird allerdings ein Problem von *genereller Relevanz* vorgeführt, nämlich die wettbewerbshemmende beziehungsweise die wettbewerbsgerechte Ausgestaltung der öffentlichen Einnahmensstrukturen.

In einem wesentlich weiteren und generelleren Rahmen wird dieses Problem von Horst Claus Recktenwald in seinem Aufsatz «Die Finanzwissenschaft in der Gegenwart» («*Kyklos, Internationale Zeitschrift für Sozialwissenschaften*», Vol. XII, 1969, Fasc. 1) aufgegriffen. Der Autor zeichnet in kurzen und prägnanten Strichen die Linien der finanzwissenschaftlichen Forschung nach, die in den vergangenen Jahren einen bemerkenswerten Wandel durchgemacht hat. Sie hat sich von einer autonomen Lehre zu einer Disziplin gewandelt, deren zentrales Anliegen es ist, anhand der Budget- und der Markttheorie den Kreislauf und die Interdependenz innerhalb der öffentlichen Wirtschaft

sowie zwischen ihr und der Gesamtwirtschaft in einer Weise durchsichtig zu machen, dass sie für eine rationelle Wirtschafts- und allgemeine Politik fruchtbar gemacht werden kann. Die von Macleod für den Spezialfall Grossbritanniens aufgegriffene Fragestellung wird bei Recktenwald in eine *generelle Aussage* verlängert, wenn er festhält, dass die finanzwissenschaftliche Forschung jene Zusammenhänge in Theorie und Praxis zu untersuchen begonnen habe, die zwischen der Staatswirtschaft und der Entfaltung und Entwicklung der Produktivkräfte, kurz der Wirtschaftsgrundlagen der Marktwirtschaft, bestehen. Die Mängel der neoklassischen und der nachkeynesianischen Wachstumstheorien sind zwar noch nicht überwunden; aber der Einbezug der Einkommensverteilung vermag vielleicht, wie der Autor glaubt, einen vielversprechenden Weg zu weisen.

In diesem Zusammenhang wäre weiter auf den Aufsatz von John F. Helliwell über «Monetary and Fiscal Policies for an Open Economy» hinzuweisen, der in den «*Oxford Economic Papers*» (New Series, Vol. 21, March 1969, Nr. 1) erschienen ist, in einer Fachzeitschrift von hoher Qualität also, die primär bei den behandelten Themen den wirtschaftstheoretischen Aspekt in den Vordergrund schiebt und deshalb auch an den Leser relativ hohe Anforderungen stellt. Im Aufsatz Helliwells wird von dieser Warte aus die Interdependenz zwischen der Fiskal- und der Geldpolitik ins Licht gestellt, indem der Autor auf der Basis eines Modells die Frage zu beantworten versucht, ob unter einem bestimmten System von Wechselkursen die Fiskal- oder die Geldpolitik geeignet erscheint, ein bestimmtes Wachstums-, ein bestimmtes Einkommensziel zu erreichen. Die Untersuchung Helliwells zeigt die mannigfachen denkbaren Beziehungslinien auf und vermittelt einen guten Eindruck von der Komplexität und dem globalen Aspekt der Fiskalpolitik. Er bietet in diesem Sinne Anschauungsunterricht zu Recktenwalds These, dass die Fiskal-, beziehungsweise die Finanzpolitik

im weiteren Sinne längst aus ihrer Isolation herausgetreten ist.

Die Finanzpolitik hat ihre Sonderaspekte und Skurrilitäten. Eine davon ist die *Amnestie*, wie sie zur Zeit in der Schweiz durchgeführt wird; sie hat bisher keine allzu grossen Wellen geworfen, obwohl über sie relativ viel gesprochen und geschrieben wurde. Trotzdem sei an dieser Stelle auf einen Aufsatz von Dr. F. Zuppinger, Chef der Rechtsabteilung des kantonalen Steueramtes, Zürich, hingewiesen, der einige praktische Fragen der Durchführung bei nicht buchführenden natürlichen Personen diskutiert («*Steuerrevue*», März 1969, Nr. 3). Dr. Zuppinger streift in ebenso konziser wie klarer Weise die «amnestiepolitische» Behandlung von Liegenschaften, Liegenschaftenerträgen, Kapitalgewinnen bei unbeweglichem Vermögen, von Bargeldbeständen und Edelmetallen, von Anteilen an unverteilter Hinterlassenschaften usw. Die Lektüre dieses Aufsatzes ist allen zu empfehlen, die, konfrontiert mit steuerlichen Spezialfällen, die Amnestie benützen wollen.

#### *Ungewisse Zukunft der EWG-Handelspolitik*

Wirtschaftspolitik ist über weite Strecken «reine» Politik, das heisst die Politik bedient sich nicht selten wirtschaftspolitischer Mittel. Zahlreiche Beispiele für diese Feststellung könnten aus dem Bereiche der *Handelspolitik* herangezogen werden. Sehr deutlich zeigt sich diese Qualität der Handelspolitik etwa im Rahmen der von den Europäischen Gemeinschaften vorangetriebenen Integration; hier treten besonders grosse Widerstände der einzelnen Mitgliedstaaten zur Abtretung von Souveränitätsrechten in Erscheinung, weil eben an der handelspolitischen Autonomie der einzelnen Länder mehr «hängt» als «nur» die Wahrnehmung von zwischenstaatlichen Handelsvorteilen. Es kann deshalb auch nicht erstaunen, dass sich die handelspolitische Integration als besonders dornenvolles Problem darbietet.

Im «*Europa-Archiv*» (24. Jahrgang, Nr. 7, 10. April 1969) hat Dr. Rolf Möhler, Regierungsdirektor im Bundesministerium für Wirtschaft, eine Standortsbestimmung der Handelspolitik im Rahmen der Europäischen Gemeinschaften skizziert, wobei der Autor seine Betrachtungen mit einem optimistischen Akzent ausklingen lässt und eine gemeinsame Handelspolitik, die heute noch nicht verwirklicht ist, als durchaus möglich beurteilt. Ja, er geht noch einen Schritt weiter und bezeichnet eine gemeinsame Handelspolitik im Blick auf die Vervollständigung des Gemeinsamen Marktes als schlechterdings notwendig; sie biete zudem die Chance, Impulse zu einer die Grenzen der Gemeinschaftsverträge überschreitenden europäischen Einigung auszulösen.

Nach einer Umschreibung der in den Verträgen enthaltenen Grundlagen versucht Dr. Möhler das Verhältnis der einzelstaatlichen Handelspolitik zur gemeinsamen Politik zu konkretisieren; hier scheinen dem Autor die heute sichtbaren Spannungen am ehesten überbrückbar. Ansätze zu einer koordinierten Wirtschaftspolitik seien über das Instrument der mittelfristigen Planung bereits vorhanden, die auf die Erhaltung eines hohen Beschäftigungsgrades, eines stabilen Preisniveaus und einer gleichgewichtigen Zahlungsbilanz angelegt sei. Der Aussenhandel wird von allen Mitgliedstaaten als ein wichtiger Wachstumsfaktor betrachtet, so dass hier ein Anknüpfungspunkt auch für eine gemeinsame Handelspolitik gegeben sei. Allerdings weist Dr. Möhler auch auf die Möglichkeit verschiedener nationaler Interessenlagen hin, die sich aus dem unterschiedlichen Verlauf der nationalen Wirtschaftsentwicklungen ergeben können. Die gemeinsame Handelspolitik im Agrarbereich andererseits ist weitgehend durch das System der gemeinsamen Agrarmärkte präjudiziert.

Der Autor muss auch einräumen, dass die Verwirklichung einer gemeinsamen Handelspolitik durch die Divergenzen in den aussenpolitischen Zielsetzungen der Mitgliedstaaten stärker gefährdet werden



könnte als durch wirtschaftspolitische Koordinationsmängel. Nach dem Ausscheiden de Gaulles aus der aktiven Politik scheint heute die Annahme jedoch nicht ganz unbegründet, dass sich das politische Eigengewicht Frankreichs wieder etwas reduziert und damit die gleichgerichteten politischen Interessen der Mitgliedstaaten stärker in den Vordergrund treten, so dass sich der potentielle Konfliktstoff in diesem Bereiche künftig etwas abbauen könnte, was natürlich die Voraussetzung für die Verwirklichung einer gemeinsamen Handelspolitik verbessern würde.

Bliebe endlich noch der Bereich einer gemeinsamen Handelspolitik gegenüber den Entwicklungsländern sowie gegenüber den *Staatshandelsländern* des Ostens. Auch im Wirtschaftsverkehr mit den Staaten des Ostblocks sind es weniger die wirtschaftlichen Fakten, die einer Harmonisierung entgegentreten, als die aussenpolitischen Einflüsse. Da der Handel mit dem kommunistischen Osten auch einen erheblichen politischen Stellenwert hat, können sich Unterschiede in der politischen Ausgangslage, in den handelspolitischen Methoden und in der politischen Taktik störender als sonst bemerkbar machen.

### *Experimentierfeld Osteuropa*

Tatsächlich ist auch die handelspolitische Harmonisierung auf der anderen Seite des Eisernen Vorhanges keine leichte Sache. Zwar besteht das Modell der osteuropäischen Integration, das *Comecon*, seit nunmehr 20 Jahren. Die Comecon-Gipfelkonferenz, die vor kurzem in Moskau über die Bühne ging und die eigentlich zu einer Festversammlung hätte werden sollen, erging sich in einer für osteuropäische Praktiken bemerkenswerten Kritik. Es sei in diesem Zusammenhang auf zwei bemerkenswerte Aufsätze aufmerksam gemacht – bemerkenswert allerdings weniger in bezug auf ihren Inhalt als im Sinne eines Exempels östlicher Sprachregelung. Sie sind nachzulesen in der in Moskau herausge-

gebenen Monatszeitschrift *«International Affairs»* (Nr. 4, 1969). Ihre Lektüre ist deshalb interessant und aufschlussreich zugleich, weil sie sozusagen für den westlichen Leser «kommunistische Originalkost» bietet und ihm deshalb unmittelbaren Anschauungsunterricht offeriert, «wie es gemacht wird». Wer sich durch die streckenweise ermüdende Diktion durchliest und wer ob der ständigen Fortschrittsmeldungen und der Beschwörung der brüderlichen Harmonie, die in so offenem Gegensatz mit den Realitäten steht, nicht die Geduld verliert, kann für sich den Gewinn buchen, seine Kräfte direkt an der Philosophie der kommunistischen Indoktrination gemessen zu haben. Das eröffnet zumindest einen neuen Blickwinkel und eine neue Erfahrung – was trotz allem nicht wenig ist.

Osteuropas Reformen haben bekanntlich durch das tschechische Drama an Schwungkraft eingebüsst; sie können nur noch im Schatten des grossen sowjetischen Bruders weitergeführt werden. Rumänien hat im osteuropäischen Reformgeschäft schon immer eine Sonderrolle gespielt. Während es sich aussenpolitisch und ausenhandelspolitisch höchst unorthodox gebärdet und sich damit im Westen den Ruf – und die Sympathie – des unbotmässigen Vasallen erworben hat, steht es andererseits bezüglich der innerwirtschaftlichen Reformen weiterhin im hintern Glied. Seine Reformen verlaufen zögernd, und sein wirtschaftspolitisches Modell lehnt sich noch immer sehr stark an das stalinistische Muster an. Ist dies eine Folge davon, dass Rumänien keine eigentliche Entstalinisierung auf der politischen Bühne durchmachte? In *«Osteuropa»* (Nr. 4, 1969) hat *Lothar Schulz*, Professor für osteuropäisches Recht an der Universität Göttingen, die mehr subtilen als spektakulären Reformbewegungen in Rumänien nachgezeichnet. Es fällt dabei auf, dass in Rumänien die autonome Sphäre der einzelnen staatlichen Betriebe nach wie vor sehr klein gehalten wird, dass also Rumänien eine Entwicklung nicht mitgemacht hat, die in anderen Reformländern zu den

eigentlichen Kernstücken in der Umgestaltung der Wirtschaftsordnung aufrückte. Rumänien hält weiterhin am rigoros interpretierten Prinzip des «demokratischen Zentralismus» fest.

Rumänien setzt sich dabei in bemerkenswerten Gegensatz vor allem zu Jugoslawien, das bei der Loslösung der Betriebe aus der zentralistischen Klammer am weitesten gegangen ist. Die Problematik

«Zentralisation oder Dezentralisation?» wird in einer Untersuchung behandelt, die von *Thomas A. Marschak* von der University of California, Berkeley, verfasst wurde, und die unter dem Titel «Centralized versus de-centralized resource allocation: The Yugoslav Laboratory» im «*Quarterly Journal of Economics*» (Vol. LXXXII, November 1968, Nr. 4) nachzulesen ist.

*Oeconomicus*

## HINWEISE

Aus der Flut von Publikationen, die der Sechstagekrieg von 1967 hervorgebracht hat, muss ein Buch herausgegriffen werden, das mit seinem grundlegenden Informationsgehalt zum tieferen Verständnis des ganzen Problemkomplexes beiträgt: *Maxime Rodinson*: «Israël et le refus arabe – 75 ans d'histoire» (Edition du Seuil, Paris). Rodinson, früher Direktor der Ecole pratique des hautes études und heute führender Orientalist an der Sorbonne, stellt darin die Geschichte des tragischen Zusammenstosses zwischen dem Zionismus und der arabischen Welt dar.

\*

*Karl W. Deutsch*s 1963 erschienenes Werk «The Nerves of Government» gehört heute zu den vier oder fünf grundlegenden Büchern der Politischen Wissenschaft, die jeder, der sich mit den Problemen dieser Disziplin befasst, gelesen haben muss. Deutsch sieht das politische Leben aus kommunikationstheoretischer Sicht als kybernetisches System, und diese neue Sehweise hat die politologische Forschung in den letzten fünf Jahren spürbar befruchtet. Der Verlag Rombach, Freiburg i. Br., hat das Buch jetzt unter dem Titel «Politische Kybernetik – Modelle und Perspektiven» in einer ausgezeichneten Übersetzung auch einem breiteren deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht.

\*

Auch wenn der anfänglich oft übertriebene Idealismus für die Entwicklungshilfe in den letzten Jahren stark nachgelassen hat, so ist doch das Interesse für die Entwicklungsländer unverändert wach. *Bruno Fritsch* liefert mit dem Band «Entwicklungsländer» (Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin) eine Sammlung wirtschaftswissenschaftlicher Aufsätze zu diesem Thema, die als Beitrag zu einer nüchternen Analyse der Situation geeignet ist. Besonders anregend ist die Mannigfaltigkeit der Standpunkte, die von kompetenten Autoren vorgetragen werden.

\*

Das Siegel der Zürcher Stadtkanzlei zeigt heute noch die Gestalten zweier Heiliger, die Schutzpatrone der Stadt wurden: Felix und Regula. Über ihr Leben und Martyrium war bisher wenig bekannt. *Walter Nigg* stellt nun in der Form einer abenteuerlichen Pilgerreise die Geschichte dieses heroischen Geschwisterpaares und ihres Dieners Exuperantius dar, jeden Zug ihres Lebens für die aktuelle Situation des Menschen auswertend: «Felix und Regula – Aneignung einer Legende» (Fretz & Wasmuth, Zürich). So ist das Buch nicht nur für Zürcher, sondern für jeden, der im Schicksal der Heiligen ein Exempel menschlichen Seins zu erkennen bereit ist, von höchster Aktualität.

*Zur kritischen Ausgabe der Schriften Adam Müllers*

Es ist einigermaßen erstaunlich, welchem Interesse der Philosoph, Ästhetiker, Kritiker und Nationalökonom Adam Müller in unseren Tagen wieder begegnet. Ausgewählte Werke erscheinen in Neudrucken, Dokumente und Briefe, Faksimileausgaben der Zeitschriften «Phöbus» und «Berliner Abendblätter», die Müller mit Heinrich von Kleist zusammen herausgegeben und redigiert hat, bezeugen zumindest ein Interesse der Spezialisten<sup>1</sup>. Seit einiger Zeit liegen nun auch die «Kritischen, ästhetischen und philosophischen Schriften» des Autors in einer kritischen Ausgabe vor, die Walter Schroeder und Werner Siebert betreut haben<sup>2</sup>. Sie enthält alle Werke Müllers zur Philosophie und Ästhetik, auch die kleineren Beiträge für Zeitschriften und die Rezensionen, und sie ist vor allem mit einem Anhang ausgestattet, der neben den Drucknachweisen und den Lesarten eine Dokumentation über die Urteile der Zeitgenossen und die Wirkung auf die Nachwelt sowie einen Überblick über die Adam Müller-Forschung im 20. Jahrhundert enthält.

Daraus ergibt sich eine mögliche Antwort auf die Frage nach den Motiven, die diesem vergessenen oder doch wenig bekannten Romantiker zu einer kleinen Renaissance verholfen haben. Es scheint vor allem, dass die zunehmende Beschäftigung mit der Romantik, die im 20. Jahrhundert einsetzte, den Blick der Literaturwissenschaftler zwangsläufig auf den Mann lenkte, der zu Tieck, zu Friedrich Schlegel, zu Brentano und zu Eichendorff seine mehr oder weniger engen Beziehungen hatte. Noch wichtiger sind die Hinweise, die sich aus jeder Begegnung mit dem Werk und der Biographie Kleists auf Adam Müller ergeben, und ebenso wird der Historiker und Biograph, der sich dem politischen Publizisten Friedrich von Gentz zuwendet, immer wieder die Gestalt des

Nationalökonom und Literaten Adam Müller auftauchen sehen, ein Mann im Hintergrund, aber ein wichtiger Mann allem Anschein nach. Man hat Ursache genug, sich seinen Schriften wieder zuzuwenden. Was man entdeckt, mag weniger in den grossen und übergreifenden Zusammenhängen als vielmehr in den Einzelheiten standhalten. Geistreich, von stilistischer Brillanz und rhetorischem Feuer sind seine Schriften fast alle.

Aber es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, dass nicht nur dieser indirekte Weg über die bedeutenden Zeitgenossen Müller heute ein wachsendes Interesse sichert. Seine Werke haben Eigenschaften, die möglicherweise wichtigen Tendenzen des Literatur- und Kulturlebens unserer Tage entgegenkommen. Adam Müller ist ein Aussenseiter; er mag noch so sehr als ein Vertreter der Restauration, als ein Mann Metternichs, ein Aufpasser wider liberale Strömungen in die Geschichte eingegangen sein – die geistige Beweglichkeit, die grosse innere Freiheit und Unabhängigkeit seines Geistes bewahren ihn davor, je in restauratives Philistertum abzusinken. Er war zwar ein Feind der Revolution, aber ein Befürworter der Bewegung, ein Mann mit dem Blick für grosse Zusammenhänge, alles andere als ein starrsinniger Doktrinär. Die Tatsache, dass er allein die ganze Grösse seines Freundes Heinrich von Kleist erkannt hat, spricht nicht nur für seine Unbefangenheit gegenüber dem Urteil seiner Zeitgenossen, sondern mehr noch für seine eigene Urteils-sicherheit. Ein Zug von freier, selbstverantwortlicher Entscheidung ist in allen seinen kritischen und ästhetischen Schriften ausgeprägt.

Nimmt man hinzu, wie er von der gegenseitigen Bedingtheit der «politischen, ökonomischen und poetischen Existenz» gedacht hat, so sieht man ihn gar sozusagen



auf der Höhe aktueller Diskussionen. In seinen «Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur», die 1806 in Dresden zum erstenmal gedruckt wurden, wie in seinen Fragmenten über die dramatische Kunst, die er zuerst im «Phöbus» veröffentlichte, sind so viel Einzelbeobachtungen und Wahrnehmungen eines aufmerksamen Geistes versammelt, dass man auch heute mit Gewinn in diesen Schriften liest. Sie sind übrigens alle konzipiert als Vorlesungen und wurden auch, in vornehmem privaten Kreise, von Adam Müller vorgetragen, bevor sie im Druck erschienen.

Die kritische Ausgabe von Schroeder und Siebert enthält ausserdem die «Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland», zahlreiche kritische Miszellen, das Buch «Von der Idee der Schönheit», ferner die philosophischen

Arbeiten einschliesslich der «Lehre vom Gegensatz».

Die beiden Herausgeber haben eine immense Arbeit geleistet, namentlich bei der Zusammenstellung der biographischen Dokumentation und der Überprüfung der Textgestalt, die – in gebotener Annäherung an den heutigen Gebrauch der Orthographie und Interpunktion – auf den Erstdrucken basiert.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup> Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, herausgegeben von Walter Jens, Frankfurt a. M. 1967. – A. H. Müller, Vermittelnde Kritik, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Anton Krättli, Reihe Klassiker der Kritik, Artemis Verlag, Zürich 1968. – Adam Müllers Lebenszeugnisse, herausgegeben von Jakob Baxa, 2 Bände, Paderborn 1966. – <sup>2</sup> Adam Müller, Kritische, ästhetische und philosophische Schriften, herausgegeben von Walter Schroeder und Werner Siebert, Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1967.

## HINWEISE ZUR DEUTSCHEN BAROCKLITERATUR

Vor ein paar Jahren wurde an dieser Stelle ausführlich auf das wachsende Interesse der Literaturwissenschaft für die deutsche Barockdichtung hingewiesen, ein Interesse, das sich wohl weniger – wie in den expressionistisch gestimmten zwanziger Jahren, wo der «Barockmensch» zum Vehikel der Selbstdeutung erhalten musste – vom produktiven Missverständnis der bei Dichter und Interpret identischen Seelenlage herleitet, als vielmehr von einem neugewonnenen Verständnis für das rhetorisch Bedingte an der Dichtung, für deren Konstruier- und Machbarkeit, auch für die Mittel rational hergestellter Dichtung wie Allegorie und Metapher, die dem Dichter auch heute – wie im Barock – nicht gnadenhaft senkrecht vom Himmel in den Schoss fallen<sup>1</sup>. Das Unternehmen Barock – dokumentiert in faksimilierten oder kritischen Neuausgaben der Texte, aber auch in mannigfachen Ansätzen zu umfassenderen Studien – ist inzwischen nicht ein bloss verlegerisches, sondern ein geistiges Abenteuer geworden. Der Ruf nach Texten –

die unabdingbare Grundlage literarischer Forschung – wurde allenthalben von Verlegern und Herausgebern gehört. Bereits könnte man sich genüsslich über eine reiche Ernte verbreiten, würde nicht jeder Ansatz dazu durch ein überreiches Angebot schon im Keime erstickt. Aber viel ist auch hier immer noch nicht genug.

Es sei wenigstens pauschal auf die Unternehmen dreier ausgewählter Verlage hingewiesen, deren Angebot an barocken Werken sich im einzelnen noch innerhalb der ehernen Limite des überhaupt Bezahlbaren hält. Viele Verlage spekulieren heute allzu ruchlos nur noch auf die Kaufkraft der Bibliotheken, schon gar nicht mehr auf den – oft schmalen – Beutel der Liebhaber und Kenner. Dem merkantil Billigsten sei daher die Ehre, an erster Stelle genannt zu werden, mit Absicht eingeräumt. Die *Universalbibliothek* der *Reclam-schen Verlagsbuchhandlung* in Stuttgart führt in ihrem Verzeichnis schon weit über 30 Titel barocker Werke, von Fachleuten eingeleitet und herausgegeben, oft auch

mit Anmerkungen, bio-bibliographischen Angaben zu Dichter und Werk und anderem für den Interessenten unabkömmlichem Beiwerk wohltuend versehen. Die Textgestaltung dieser Editionen stellt einen Kompromiss zwischen Überliefertem und Neuem dar: anstatt Fraktur des Originals Antiqua, aber Beibehaltung der alten Zeichensetzung mit Virgeln und Punkt.

\*

Der *Max Niemeyer-Verlag* in Tübingen verwirklicht seit Jahrzehnten umsichtig und beharrlich ein gewaltiges Barockprogramm in zwei Reihen. Die neue Folge der *Neudrucke Deutscher Literaturwerke* (NDL) hat innerhalb der Gryphius-Gesamtausgabe, herausgegeben von Marian Szyrocki und Hugh Powell, zwei neue Bände Trauerspiele beschert, mit den längst ersehnten Texten des «Leo Armenius», der «Catharina von Georgien» und von «Cardenio und Celinde», Stücken also, die neben Lohensteins Spielen zum Exemplarischen der Barockdramatik gehören<sup>2</sup>. Mit dem zweiten Band von Benjamin Neukirchs Lyrik-Anthologie: «Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte» (1697) wird dieses siebenbändige, spätbarocke Sammelwerk in einem weiteren Schritt erschlossen<sup>3</sup>.

Die zweite Reihe: *Deutsche Neudrucke, Reihe Barock* (DN), erst 1965 begonnen, führt schon über 20 Bände. Handelt es sich bei den NDL um Ausgaben mit möglichst weitgehender kritischer Ambition, so bei den DN durchwegs um photomechanisch hergestellte Faksimileausgaben, denen ein erläuternder Anhang beigegeben wird. Erich Trunz hat hier mit der Herausgabe der «Weltlichen Poemata I» (1644)<sup>4</sup> und der «Geistlichen Poemata» (1638)<sup>5</sup> des Martin Opitz ein Mass gesetzt. Lange war vom Haupt der ersten schlesischen Dichterschule oder vom Inaugurator der Barockdichtung überhaupt – wie immer man die Akzente setzt – kaum ein Werk mehr greifbar; jetzt ist wenigstens neben

der im Entstehen begriffenen historisch-kritischen Gesamtausgabe (Hiersemann Verlag, Stuttgart) diese Ausgabe letzter Hand als nützliches Arbeitsinstrument vorhanden. Endlich kann damit auch nachgeprüft werden, was es mit den Lorbeeren, die dem Regelpoeten Opitz in den Hand- und Lehrbüchern so freigebig erteilt werden, in Hinsicht auf den Dichter für eine Bewandnis haben könnte. – Marian Szyrocki hat in derselben Reihe die nach Opitz wohl bedeutendste Regelpoetik, die «Anleitung zur deutschen Poeterey» des Wittenberger Professors Augustus Buchner (erst 1663 erschienen, aber in Abschriften schon 20 Jahre früher wirksam) herausgegeben<sup>6</sup>. – Der Nürnburger Dichterkreis, der «Löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz» ist sodann in dieser Reihe gleich mit drei wichtigen Veröffentlichungen vertreten. Gesellschaftsdichtung gleichsam im Schäferkleid stellt das auf eine Doppelhochzeit in Nürnberg 1644 präsentierte «Pegnische Schäfergedicht» von Georg Philipp Harsdörffer, Sigmund von Birken und Johann Klaj dar, das Klaus Garber herausgegeben hat<sup>7</sup>. Die antike Schäferdichtung findet hier eine eigenartige, subtil verspielte und verklausulierte Fortsetzung in gesellschaftlichem, bürgerlichem Rahmen. – Mit den «Redeorationen» und den «Friedensdichtungen» Johann Klajs stellt Conrad Wiedemann das Werk dieses bedeutenden, dem Gesamtkunstwerk aus Dichtung und Musik verpflichteten Klangkünstlers vor<sup>8</sup>. Die Ambition des Nürnbergers für eine geistliche Oper erweist sich gleichzeitig als stilbildend im Sinne eines exemplarischen Barockmanierismus.

Ausserhalb dieser Reihen wagt derselbe Verlag das längst fällige Unternehmen einer Ausgabe der Gesammelten Werke des grössten barocken Romanautors, Johann Jakob Christoph von Grimmelshausens. Betreut wird diese Ausgabe vorbildlich von Rolf Tarot, der auch für den «Simplicissimus Teutsch» im besonderen als Herausgeber zeichnet. Wenn diese Gesamtausgabe einmal vorliegt – von den 14 Bänden sind bereits 6 erschienen –,

lässt sich erst ermessen, wie fruchtbar Grimmelshausen nicht nur in seiner persönlichen literarischen Produktion, sondern weitgehend auch auf seine ganze Zeit eingewirkt hat.

\*

Schliesslich sei noch die dritte umfassende verlegerische Bemühung um die deutsche Barockliteratur signalisiert, die vor noch nicht langer Zeit mit grossem Elan angelaufen ist. Im *Kösel-Verlag München* betreuen Martin Bircher und Friedhelm Kemp eine Reihe *Deutsche Barockliteratur*, deren bisher erschienene Bände die Erfüllung verwegener Träume des Liebhabers barocker Literatur bedeuten. Das in Vorbereitung befindliche Programm verspricht weitere Überraschungen. Aber halten wir uns an das Erfüllte. Von einer historisch-kritischen Gesamtausgabe Friedrich Spees, im ganzen betreut von Emmy Rosenfeld, ist das voluminöse «Güldene Tugend-Buch», ein Andachtsbuch aus jesuitischem Geist, ausgezeichnet ediert worden von Theo G. M. van Oorschot<sup>9</sup>. – Marianne Burkhard und Max Wehrli (Nachwort) haben sich der Gedichte Justus Georg Schottels angenommen, die 1647 unter dem Titel «Fruchtbringender Lustgarte» erschienen sind<sup>10</sup>. – Martin Bircher hat eine bisher unbekannte, kleine Schrift Johann Beers entdeckt: «Die Geschichte und Histori von Land-Graff Ludwig dem Springer aus Thüringen», die den bisher als Romanschriftsteller und Musiker bekannten Autor als kunstvollen Verfasser von Holzschnitten bekannt macht<sup>11</sup>.

Die Herausgeber dieser Reihe haben sich für eine von Fall zu Fall sinnvoll wechselnde Textgestaltung entscheiden. Wo es angeht, das heisst wo schöne Originale vorhanden sind, haben sie die Faksimilegestaltung gewählt, wo der Text historisch-kritisch ediert wird, wird der Text in Antiqua unter Aufgabe der alten Zeichensetzung geboten.

\*

Über die verschlungenen und abenteuerlichen Wege, welche die *Urschriften Jacob Böhmes* bis zu uns gemacht haben, wurde in unserem ersten Bericht behandelt. Hier sei angemerkt, dass inzwischen der zweite Band der «Urschriften» erschienen ist (im Friedrich Frommann-Verlag, Stuttgart 1966). Er enthält die Traktate: «Von der Gnadenwahl», «Von Christi Testamenten» und die «Sendbriefe».

\*

Zuletzt mag ein Blick auf Albrecht Schönes Buch «Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock», das bereits (1968) in zweiter Auflage vorliegt, auf die Möglichkeiten der Interpretation barocker Dichtungen weisen, die bei einem möglichst weit gefassten, auch die bildenden Künste nicht ausschliessenden Verstehenshorizont offenstehen<sup>12</sup>. Es gelingt Schöne, das scheinbar isolierte Phänomen des aus der Renaissance-Hieroglyphik, der Impresen-Kunst, vor allem aber der mittelalterlichen Symbolik erwachsenen barocken *Emblems*, das sich in seiner idealtypischen Form meistens aus drei Teilen: aus Bild (*pictura*), Motto (*inscriptio*) und Epigramm (*subscriptio*) zusammensetzt, im schlesischen Kunstdrama als wesentliches Element herauszustellen. In einer ersten Analyse erweist sich das Emblemzitat im Drama als teleologische Deutung des Geschehens, aber auch als Beweismittel für die Wahrheit eines bezweifelten Tatbestandes, schliesslich auch als blitzhafte innere Erleuchtung einer Situation, als Selbstbestätigung des Sprechenden usw., hat also allgemein die Funktion eines Arguments. In einer zweiten Analyse ergeben sich für Schöne innere Analogien zwischen Emblem und dramatischer Bauform (in der Form von Sentenzen, zweigliedrigen Stilfiguren, Reyen usw.). Schliesslich wird in einem letzten Ansatz diese Mikrooptik aufgegeben zugunsten einer Wesensdeutung des barocken Theaters im Sinne eines emblematischen Schaugerüsts. Es ist die Frage, ob sich diese Einsichten Schönes

ganz allgemein auf das barocke Drama Gesamteuropas beziehen lassen. Wenn ja – und manches spricht dafür, wenig dagegen – dann ist hier viel getan für die Deutung des «emblematischen Zeitalters» (Herder) in seiner europäischen Dimension.

\*

Die Erschliessung emblematischer Strukturelemente in der Dichtung wird hinfort keine grossen Schwierigkeiten mehr bereiten. War es bisher für den Barockforscher ein kostspieliges Privatvergnügen, sich im Antiquariat die hin und wieder angebotenen Emblembücher zu erwerben, so ist ihm heute durch eine Publikation, deren Tragweite sich erst noch erweisen wird, der Grund für eine solch extravagante Spielerei entzogen. Arthur Henkel und Albrecht Schöne haben im Auftrag der Göttinger Akademie der Wissenschaften die Embleme von annähernd 50 wichtigen Emblembüchern gesammelt, nach den Sachbereichen: Makrokosmos, die vier Elemente, Pflanzenwelt, Tierwelt, Menschenwelt, Personifikationen, Mythologie, Biblisches und den entsprechenden Unterteilungen geordnet in einem Werk: *Emblemata, Handbuch*

zur Sinnbildkunst des 16. und 17. Jahrhunderts erscheinen lassen<sup>13</sup>. Ein dreifach, nach Motto, Bild und Bedeutung gegliedertes Register sichert die leichte Handhabung dieser an Motiven unendlich variablen und reichen Fülle an Emblemen, die hier gesammelt vorliegen. Ein Durchblättern des schweren Buches mit leichter Hand lässt praktisch auf jeder Seite ein in der Barockdichtung relevantes Motiv, ein Sprichwort, ein Motto aufscheinen; man wird lernen müssen, dieses Werk als Arbeitsinstrument zu benützen.

Alois M. Haas

<sup>1</sup> Schweizer Monatshefte 44 (1964/65) 1162–1166.  
– <sup>2</sup> Andreas Gryphius, Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, Bd. 5: Trauerspiele II, 1965; Bd. 6: Trauerspiele III, 1966 (beide hrg. von Hugh Powell). – Zu erwähnen ist hier auch die bedeutsame Abhandlung Johann Elias Schlegels, Vergleichung Shakespeares und Andreas Gryphs, 1741, die Hugh Powell herausgegeben hat (Leicester University Press, 1964); wohl die erste deutschsprachige Schrift über Shakespeare, bezeichnenderweise anlässlich von Gryphs dramatischem Werk. – <sup>3</sup> Hrg. von George de Capua und Ernst Alfred Philippson, 1965. – <sup>4</sup> 1967. – <sup>5</sup> 1966. – <sup>6</sup> 1966. – <sup>7</sup> 1966. – <sup>8</sup> 1965/1968. – <sup>9</sup> Als zweiter Band der Sämtlichen Schriften Friedrich Spees, 1968. – <sup>10</sup> 1967. – <sup>11</sup> 1967. – <sup>12</sup> Beck Verlag, München 1964. – <sup>13</sup> J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1967.